

Angela Schrott

Präsente Schreiber(innen). Nähe und Lebendigkeit in privaten Briefen aus diskurstraditioneller Sicht

1. Private Briefe und ihre Traditionen

Briefe sind eine kommunikative Praxis, die es erlaubt, einen Dialog über raumzeitliche Distanzen zu führen. Private Briefe ermöglichen im Idealfall eine dialogische Interaktion unter vertrauten Gesprächspartnern in einem von der Öffentlichkeit getrennten privaten Raum.¹ Eine wichtige Voraussetzung zur Erzeugung von Nähe und Vertrautheit ist, dass es dem Schreiber gelingt, sich im Brief als die vertraute Person darzustellen, der sich der Adressat verbunden fühlt. Der Schreiber steht also vor der Aufgabe, sich im Brief als Individuum zu konstruieren und damit die Gemeinsamkeiten aufzurufen, die ihn mit dem Empfänger des Briefes verbinden.² Die Konstruktion der eigenen Person in privaten Briefen ist daher ein grundlegendes kommunikatives Bedürfnis der Schreiber, das mit verschiedenen, unterschiedlich komplexen Diskurstraditionen realisiert wird. Im Zentrum steht damit die Frage, wie Schreiber sich in privaten Briefen Präsenz verschaffen, Nähe und Lebendigkeit erzeugen und sich auf diese Weise im Text als Individuum manifestieren.³

Die Konstruktion des Schreibers in privaten Briefen wird im Folgenden im Rahmen eines Modells der linguistischen Pragmatik analysiert, das eine univer-

1 Einen umfassenden Überblick zu Traditionen und Normen des (privaten) Briefes als Dialog mit einem nicht anwesenden Gesprächspartner bieten die Artikel zum Eintrag "Brief" im *Historischen Wörterbuch der Rhetorik*.

2 Zum Ideal der Natürlichkeit des Schreibens vgl. Stempel 1998: 241-242 und 2005: 136-138 sowie Gauger 1988: 14-15. Zum Brief als kommunikative Praxis vgl. ferner die Sondernummer *Letter Writing* des *Journal of Historical Pragmatics*, Nevalainen/Tanskanen 2004.

3 Vgl. hierzu Stempel/Weber 1974, die der Stereotypie von Formeln und wiederholter Rede in Briefen als Gegenpol die Kreativität und "Selbstartikulation" der Schreiber entgegensetzen (ebd. 29-31, 34-35 und zusammenfassend 61-62).

selle, eine historisch-einzelsprachliche und eine diskurstraditionelle Perspektive umfasst. Das der Untersuchung zugrundeliegende Textkorpus besteht aus privaten Briefen, die an der Wende vom 18. zum 19. Jh. (1792–1813) von französischen Soldaten in Mainz und deren Familienangehörigen geschrieben wurden (Schlindwein 2003).⁴ Als kommunikative Praxis sind private Briefe durch ein ganzes Gefüge von Mustern und Diskurstraditionen bestimmt. Diese überindividuellen Traditionen sind einerseits ein Leitfaden, der das Verfassen eines privaten Briefs erst ermöglicht, sie wirken aber zugleich aufgrund ihrer Normativität als ein die Gestaltungsfreiheit des Schreibers begrenzender Faktor. Bei brieflichen Diskurstraditionen denkt man zumeist an Formeln und Elemente wiederholter Rede, die Briefe einleiten und beenden. Doch neben dieser markanten diskurstraditionellen Durchformung an Anfang und Ende finden sich in Briefen auch Diskurstraditionen, die weit weniger auffällig sind und gewissermaßen mit der Absicht verwendet werden, nicht als bewusst eingesetzte Verfahren wahrgenommen zu werden. Zu diesem Typ gehören Diskurstraditionen, mit denen Schreiber ein authentisch-lebendiges Bild der eigenen Person zeichnen. Es mag auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen, dass der Ausdruck der eigenen Person überindividuellen Traditionen folgt und damit durch Muster geprägt ist. Dieser scheinbare Widerspruch klärt sich jedoch vor der Folie des Konzepts der Diskurstraditionen und des damit verbundenen Modells der drei Ebenen und Perspektiven der linguistischen Pragmatik, das verdeutlicht, dass alles Sprechen und Schreiben kulturellen Traditionalitäten unterliegt. Da das Modell engstens mit dem Coseriu'schen System der Sprachkompetenz verbunden ist, wird diese Verankerung einleitend vorgestellt.

2. Traditionen des Sprechens und linguistische Pragmatik

2.1. Die Traditionen des Sprechens und Schreibens

Eine Kernfrage der linguistischen Pragmatik ist, welchen Traditionen Akteure folgen, wenn sie kommunikative Aufgaben lösen (Fritz 1994: 178). Wenn ich einem Menschen, dem ich viel verdanke, zum 60. Geburtstag gratuliere, wenn ich einen Aufsatz schreibe oder ein Gespräch eröffne, dann sind all das Muster verbaler Interaktion, die durch unterschiedliche Regeln und Traditionen geprägt sind. Eine linguistische Systematik dieser Wissensbestände liefert das

⁴ Zur historischen Situation in Mainz vgl. Radtke/Schlindwein 1993: 184-185 und Schlindwein 2003: 4-17. Zum Textkorpus und zur Edition der Briefe in Schlindwein 2003 vgl. auch die Rezension von Ernst 2006.

von Eugenio Coseriu entworfene Modell der Sprachkompetenz.⁵ Ausgangspunkt ist, dass das Sprechen als Tätigkeit nach Coseriu (1988: 70) drei Eigenschaften hat: Es ist eine universelle allgemein-menschliche Tätigkeit, die immer in bestimmten historischen Einzelsprachen und Sprachgemeinschaften erfolgt und stets in konkreten Kommunikationssituationen ausgeübt wird, in denen der Sprecher als Individuum agiert. Diese drei Eigenschaften sind die Basis für das Coseriu'sche Drei-Ebenen-Modell, das hier in einer leicht modifizierten Fassung wiedergegeben wird:

Ebene	Gesichtspunkt		
	Tätigkeit (<i>energeia</i>)	Wissen (<i>dynamis</i>)	Produkt (<i>ergon</i>)
universell	Sprechen im allgemeinen	allgemein-universelle Regeln des Sprechens	---
historisch- einzelsprachlich	Einzelsprache	einzelsprachliche Traditio- nen	---
individuell	Diskurs	Diskurstraditionen	Text

Abbildung 1: Regeln und Traditionen des Sprechens nach Coseriu 1988

Die drei Eigenschaften des Sprechens konstituieren drei Ebenen der Betrachtung: die universelle Ebene, die historisch-einzelsprachliche Ebene und die individuelle Ebene der Diskurse und Texte. Dabei meint der Begriff des Individuellen in diesem Modell, dass das Sprechen immer von Individuen in konkreten Situationen vollzogen wird und dass die Sprecher bzw. Schreiber immer als Personen in der kommunikativen Verantwortung für ihre Äußerungen stehen. Zusätzlich wird das Sprechen unter drei Gesichtspunkten betrachtet (Coseriu 1988: 70-71): als Tätigkeit (*energeia*), als Wissen (*dynamis*), auf das die Sprecher zurückgreifen, und als Produkt des Sprechens (*ergon*). Im Folgenden liegt der Fokus auf den Regeln und Traditionen des Sprechens und damit auf dem Gesichtspunkt des Wissens (*dynamis*). Die drei Ebenen strukturieren drei unterschiedliche Wissenstypen (Coseriu 1988: 95-96, 121-125). Der universellen Ebene sind die allgemein-universellen Regeln und Prinzipien des Sprechens

5 Zur ursprünglichen Fassung des Modells vgl. Coseriu 1988: 70, 95-96, 121-125. Zur Diskussion des Modells in der romanistischen Forschung vgl. Schlieben-Lange 1983: 138-140, Koch 1997: 45-47 und 2008: 53-65, Lebsanft 2005: 30-32, 2006: 535-537 und i. Dr., Kabatek 2007: 336-339 und 2011: 91-93, Wilhelm 2001: 467-470 und 2011: 125-130 sowie Schrott 2012: 108-109 und 2014: 7-11.

zugeordnet, die übereinzelsprachliche Gültigkeit haben. Die historisch-einzelsprachliche Ebene beinhaltet die einzelsprachlichen Traditionen als das sprachliche Wissen, das die Beherrschung konkreter Sprachen wie Deutsch oder Französisch ermöglicht. Den dritten Wissensbestand bilden die Diskurstraditionen. Sie fungieren als Leitfaden, wenn die Sprecher diejenigen sprachlichen Mittel auswählen, mit denen sie eine bestimmte kommunikative Aufgabe, wie z.B. das Verfassen eines Briefs, angemessen und erfolgreich bewältigen können.

Im Fall der französischen Privatbriefe sind die Diskurstraditionen maßgeblich für die Auswahl von Strukturen und Wendungen des Französischen sowie für das Arrangement dieser Elemente zu einem Text.⁶ Diskurstraditionen des Briefschreibens, die etwa bestimmen, dass ein Brief mit einer Anrede und einer Wohlergehensfrage beginnt und mit einer Grußformel endet, sind nicht Teil der französischen Sprache, sondern gehören zum kulturellen Wissen der Sprecher, das Muster und Traditionen für das Sprechen (und Schreiben) liefert. Als kulturelles Wissen unterliegen die Diskurstraditionen historischen Veränderungen. Diese historische Variabilität verbindet sie mit den einzelsprachlichen Traditionen und unterscheidet sie von den unveränderlichen allgemein-universellen Regeln. Vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung von Universalität und Historizität wird deutlich, dass das Sprechen und Schreiben immer in zwei Traditionalitäten steht: in der einzelsprachlichen Traditionalität des Sprechens und in der kulturellen Traditionalität der Diskurstraditionen. Für eine Sprachwissenschaft, die sich als Kulturwissenschaft und damit auch immer als historisch denkende Disziplin versteht, sind die beiden historischen Perspektiven entscheidend: zum einen die historisch-einzelsprachliche Perspektive, die untersucht, wie sich sprachliche Formen und ihre Funktionen verändern, zum anderen die historisch-diskurstraditionelle Perspektive, die Diskurstraditionen und deren Wandel analysiert.

2.2. Ebenen und Perspektiven der linguistischen Pragmatik

Das Coseriu'sche System geht vom Sprechen als Tätigkeit aus und steht damit der Perspektive der linguistischen Pragmatik sehr nahe, die das Funktionieren sprachlicher Strukturen in konkreten Kommunikationssituationen betrachtet und das Sprechen als Bewältigung kommunikativer Aufgaben ansieht. Diese konzeptionelle Nähe erlaubt es, das Coseriu'sche System zu einem Drei-

6 Zur Diskussion um den Status der Diskurstraditionen vgl. Coseriu 1988: 89-90, Koch 1997: 45 und 2008: 53, Oesterreicher 1997: 23-24, Lebsanft 2005: 30-31, 2006: 536-538 und i. Dr. sowie Wilhelm 2011: 126-128 und Schrott 2014: 9-11, 29-32.

Ebenen-Modell der linguistischen Pragmatik umzudeuten, das drei Felder und Perspektiven differenziert:⁷

(1) Ebenen	universelle Ebene	historisch-einzel-sprachliche Ebene	individuelle Ebene der Texte
(2) Regeln und Traditionen	allgemein-universelle Regeln des Sprechens	einzelsprachliche Traditionen	Diskurstraditionen
(3) Felder der Pragmatik	universelle Pragmatik	einzelsprachliche Pragmatik	diskurstraditionelle Pragmatik
(4) Perspektiven der Pragmatik	universelle Perspektive	einzelsprachliche Perspektive	diskurstraditionelle Perspektive

Abbildung 2: Felder und Perspektiven der linguistischen Pragmatik

Ausgangspunkt sind die Ebenen des Sprechens (1) und die mit ihnen korrespondierenden Regeln und Traditionen (2), die die Grundlage für drei Felder (3) der Pragmalinguistik bilden, denen drei Perspektiven entsprechen (4). Die auf der universellen Ebene verorteten allgemeinen Regeln und Prinzipien des Sprechens stehen im Fokus der universellen Pragmatik, die sprachliches Handeln in einer universellen Perspektive betrachtet und allgemeingültige Prinzipien aufdecken will. Auf der historisch-einzelsprachlichen Ebene dagegen stehen sprachliche Strukturen und ihre Funktionen im Mittelpunkt. Die einzelsprachliche Pragmatik konzentriert sich folglich auf die semantisch-pragmatischen Profile sprachlicher Mittel in den historischen Einzelsprachen. Die individuelle Ebene der Texte dagegen fokussiert die Diskurstraditionen als kulturelles Wissen. Dieser Akzentsetzung entspricht die diskurstraditionelle Pragmatik. Da es in den Textanalysen um die diskurstraditionelle Gestaltung der privaten Briefe geht, wird dieser Wissensbestand im Folgenden vertieft beschrieben.⁸

2.3. Diskurstraditionen und Kriterien ihrer Beschreibung

Diskurstraditionen umfassen trotz ihrer analytisch klaren Definition als kulturelles, sprachbezogenes Wissen ein äußerst breites Spektrum. So zählt etwa

⁷ Zu den Ebenen und Perspektiven der linguistischen Pragmatik vgl. Schrott 2012: 108-109 und 2014: 7-11.

⁸ Zu den in den Briefen repräsentierten einzelsprachlichen Traditionen des Französischen vgl. Radtke/Sch lindwein 1993 und Sch lindwein 2003.

Koch (1997: 45) Textsorten, Gattungen, Stile, rhetorische Genera, Gesprächsformen und Sprechakte zum Bereich diskurstraditionellen Wissens. Aus diesem Grund bilden Diskurstraditionen ein *fuzzy concept*, das es ermöglicht, sämtliche kulturellen Techniken des Sprechens und Schreibens von der einfachen Grußformel über den Privatbrief bis zur literarischen Gattung als Elemente eines Wissenstyps zu erkennen. Eine grundlegende Eigenschaft der Diskurstraditionen ist daher, dass sie alle Formen der Sprechfähigkeit erfassen. Aus dieser Omnipräsenz der Diskurstraditionen folgt, dass auch wenig geregelte Kommunikationsformen, wie etwa Gespräche unter Freunden, lockere Plaudereien oder eben Privatbriefe an vertraute, dem Schreiber eng verbundene Personen, einer diskurstraditionellen Formung unterliegen. Der oft als paradoxe Aufforderung kritisierte Spruch "Sei spontan!" enthält mehr als nur ein Körnchen Wahrheit, denn auch spontane Lebendigkeit im Gespräch und die Konstruktion eines entsprechenden Selbstbildes folgen zu einem nicht geringen Teil kulturellen Mustern und damit Diskurstraditionen.

Diskurstraditionen lassen sich als Traditionstyp durch verschiedene Kriterien von Kulturalität beschreiben (vgl. Schrott i. Dr.).⁹ So können Diskurstraditionen danach unterschieden werden, ob sie als kulturelles Wissen auf eine definitorische Setzung zurückgehen oder nicht. Definitorisch gesetzte Diskurstraditionen werden explizit gelehrt und gelernt und sind den Sprechern als Normen gegenwärtig. Besonders markante definitorisch gesetzte Diskurstraditionen finden sich z.B. in literarischen Textgattungen, wissenschaftlichen Textsorten und Rechtstexten. Nicht definitorisch gesetzte Diskurstraditionen dagegen entwickeln sich im sprachlichen Alltag ohne explizite Regulierung und werden als Teil der kommunikativen Kompetenz mit der Sprache erworben. Beispiele hierfür sind Routinen wie höfliche Bitten oder Gesprächseröffnungen. Ein zweites Charakteristikum ist der Grad der kulturellen Spezifizierung, der Auswirkungen auf die Gruppe der Akteure hat, die eine Diskurstradition ausübt. So werden stark spezifizierte Diskurstraditionen meist nur von einer kleinen Gruppe praktiziert, wogegen in geringem Grad spezifizierte Diskurstraditionen von vielen Akteuren beherrscht werden und in einem breiten Spektrum von Kommunikationssituationen zum Einsatz kommen. Ein drittes Kriterium der Kulturalität ergibt sich aus dem Faktum, dass Diskurstraditionen entweder

9 Weitere Dimensionen der Beschreibung von Diskurstraditionen, die in diesem Beitrag ausklammert werden, sind deren Textualität und Kooperativität (vgl. Schrott i. Dr.). Hinsichtlich der Textualität haben Diskurstraditionen Anteil an der Bedeutungsbildung im Text, sie formen textinterne Strukturen und betten einen Text in externe Umfelder ein. Ferner sind Diskurstraditionen als Anleitungen zum angemessenen Sprechen eng mit dem Grice'schen Kooperationsprinzip verbunden und können durch unterschiedliche Grade an Kooperativität charakterisiert werden: Je enger eine Diskurstradition dem Kooperationsprinzip und seinen Maximen folgt, desto höher ist der Grad an Kooperativität.

autonom für sich funktionieren oder aber in eine Gattung bzw. Textsorte als größeres Ganzes integriert sind und an deren Gestaltung mitwirken. In dieser Perspektive konstituieren sich Gattungen, indem sich Diskurstraditionen zu einer festen Kombination verbinden und in ihrer Gesamtheit dann eine Textsorte oder Gattung bilden.¹⁰ Im Unterschied zu einer Diskurstradition, die etwa eine literarische Gattung mitprägt, stehen kommunikative Routinen wie höfliche Bitten oder Begrüßungen als Diskurstraditionen 'für sich' und sind kein Bestandteil von Textsorten oder Gattungen.

2.4. Private Briefe und ihre Schreiber

Für die hier analysierten Briefe ist charakteristisch, dass die Verfasser – Soldaten und ihre Familien und Freunde – nicht aus eigenem Impetus schreiben, sondern durch äußere Umstände zum Schreiben veranlasst werden. Politische Spannungen und Krieg erzwingen andauernde räumliche Trennungen, so dass Briefe die einzige Möglichkeit sind, die sozialen Bindungen zu bewahren. Dieser äußere Zwang bewirkt, dass Menschen mit ganz unterschiedlicher Schreibkompetenz zur Feder greifen. Das Coseriu'sche Modell der Sprachkompetenz und seine drei Wissenstypen – universelle Regeln, einzelsprachliche Traditionen und Diskurstraditionen – erlaubt hier eine differenzierte Betrachtung dieser Schreibkompetenzen. So kann nach Coseriu (1988: 88-89) ein Text nach den drei Kriterien von Kongruenz, Korrektheit und Angemessenheit beurteilt werden. Dabei ist die Kongruenz auf die universelle Ebene bezogen und meint die Einhaltung universeller Regeln und Prinzipien. Die Korrektheit dagegen ist als Urteil auf der historisch-einzelsprachlichen Ebene verankert und betrifft die Einhaltung der einzelsprachlichen Traditionen. Die Angemessenheit schließlich ist das Beurteilungskriterium für das Sprechen in konkreten Kommunikationssituationen: Der Sprecher (oder Schreiber) wählt aus seinem Repertoire diejenigen Diskurstraditionen aus, die der Situation und der kommunikativen Aufgabe entsprechen. Die Erfüllung des Kriteriums der Angemessenheit setzt daher voraus, dass der Schreiber über Optionen verfügt. Ein Briefschreiber mit geringer Schreibkompetenz hat wenige oder keine Wahlmöglichkeiten und kann daher einen Brief nur begrenzt der Kommunikationssituation und seiner eigenen kommunikativen Intention anpassen. Dagegen beherrscht ein guter Briefschreiber ein fein abgestuftes Repertoire von Mustern und Formeln, aus dem er die in einem Kontext passenden Diskurstraditionen selektiert. Sprecher,

10 Vgl. hierzu Stempel 1972: 176, der Gattungen als komplexe Verbindungen kompositiver Elemente zu einer "historisch-normhaften Kompatibilitätsfigur" definiert. Zur Relation von Diskurstradition und Gattungen vgl. auch Kabatek 2011: 99.

die die Diskurstraditionen des Privatbriefs souverän beherrschen, können diesen Traditionen nicht nur folgen, sondern sie auch gekonnt abwandeln, um dem Text ein persönliches Gepräge zu geben.

Ein wichtiger Faktor im Kontext privater Schriftlichkeit ist die Kalibrierung des Textes zwischen Nähe- und Distanzsprache. Ungeübte Schreiber sind hier neben der graphischen Kodierung vor allem durch die mit dem Medienwechsel einhergehenden veränderten kommunikativen Strategien gefordert, die über das von Koch/Oesterreicher (1985, 2011) etablierte Kontinuum von Nähe und Distanz paradigmatisch erfasst werden. Dabei schlagen sich Defizite in der Schreibkompetenz zum einen darin nieder, dass ein Schreiber Nähesprache und Distanzsprache nicht sicher genug differenzieren kann und nähesprachliche Elemente ungewollt in den schriftlichen Text übergehen. Ungeübte Schreiber sind gezwungen, auf nähesprachliche Traditionen zu rekurrieren, die in den Text einfließen, ohne als Stilelemente intendiert zu sein (Oesterreicher 1996: 324-325). Zum anderen findet sich jedoch auch das Phänomen, dass Sprecher sich der Gefahr eines zu nähesprachlichen Schreibens bewusst sind und gegensteuern, indem sie gezielt distanzsprachliche Verfahren einsetzen, die allerdings nicht immer rundum souverän beherrscht werden. Im privaten Brief besteht zudem das Risiko, dass die der Schriftlichkeit geschuldete distanzsprachliche Anreicherung dem eigentlichen Zweck des Textes widerspricht. Denn private Briefe sind als schriftliche Fortsetzung eines Gesprächs konzipiert und bedürfen damit einer nähesprachlichen Prägung. Dies impliziert, dass ein kompetenter Briefschreiber die Schriftlichkeit des Briefes nicht mit distanzsprachlichen Diskurstraditionen gleichsetzt, sondern vielmehr Diskurstraditionen auswählt, die innerhalb der Schriftlichkeit Nähe assoziieren. Finden sich daher in privaten Briefen mündlich-nähesprachliche Elemente und Verfahren, dann sind diese nicht in jedem Fall dem Schreiber unabsichtlich entglitten, vielmehr werden sie in vielen Fällen absichtsvoll als nähesprachliche Diskurstraditionen eingesetzt, um Unmittelbarkeit und Lebendigkeit zu erzeugen. Diese gezielte Neuschöpfung ähnelt literarischen Verfahren der Fingierung von Mündlichkeit. Simulationen von Mündlichkeit charakterisieren daher nicht allein literarische Texte,¹¹ sondern auch Textsorten der pragmatischen Schriftlichkeit wie eben Briefe, in denen es darauf ankommt, Lebendigkeit und Spontaneität zu vermitteln.

Im Folgenden werden zwei Diskurstraditionen vorgestellt, die Schreibern (und Schreiberinnen) im Brief Präsenz verleihen: die Fokussierung des Schreibakts und die Inszenierung des Schreibers in Kontexten, die Vertrautheit und Lebendigkeit vermitteln.

¹¹ Zu simultativen Verfahren der Erzeugung von Mündlichkeit und Lebendigkeit in der Literatur vgl. Stempel 1998: 241-242, 253.

3. Präsenz und Lebendigkeit im Brief – zwei Fallbeispiele

3.1. Die Fokussierung des Schreibakts

Ein Mittel, mit dem ein Schreiber sich in einem privaten Brief als Urheber des Textes profilieren kann, ist die Hervorhebung des Schreibaktes, wie sie einleitende Formeln der *salutatio* bieten. Eine solche Formel belegt Beispiel (1):

(1) Mon Cher pere et Cher maire.

Cest avec un grand plaisir que je mais LamainLaplume pour mainformer deLetat devotre Santé allegard de La mienne Est tres BonnepourLepre-
sont je desire que LavotreEnSoit demême, nous sommes dons un pehie
[...].

(Schlindwein 2003, Nr. 54 H A-B; Nicolas Merselain an seine Eltern,
13.10.1798)

Die Eingangsformel belegt eine in mehrfacher Weise limitierte Schreibkompetenz. Neben einer sprachlichen Inkorrektheit – es muss "je mets la main à la plume" heißen – fällt vor allem auf, dass die Formel dem schlicht-informativen Grundton des Briefes nicht entspricht. Sie ist damit ein typischer Beleg für einen geringen Grad an Sprachkultiviertheit, der es dem Sprecher mangels Optionen nicht erlaubt, eine angemessenere Formel auszuwählen.¹² Dennoch ist die Aktualisierung der Formel im konkreten Schreibkontext insofern geglückt, als die Formel dem Inhalt des Briefes nicht widerspricht und damit kongruent ist. Das ist bei ungeübten Schreibern nicht selbstverständlich, wie Briefe belegen, in denen ein Schreiber in der *salutatio* sein Wohlergehen versichert, unmittelbar im Anschluss jedoch Krankheiten oder Unglücksfälle schildert (vgl. Stempel/Weber 1974: 41-42). Obwohl der Briefeingang aufgrund seiner ausgeprägten Formelhaftigkeit jegliche individuelle Abtönung ausblendet, erlaubt es die formelhafte *salutatio* dem ungeübten Schreiber, den *horror vacui* des Anfangs zu überwinden und den Brief routiniert zu eröffnen.

Vor allem jedoch fungiert die Formel als Thematisierung des Schreibens und betont den Schreibakt, der gerade für den ungeübten Schreiber (und seinen Leser) kein sprachlicher Alltag ist. Diesen Wert hat die Formel nicht *per se*, sie bekommt ihn erst im soziokulturellen Kontext des ungeübten Schreibers. Die Formel "Je mets la main à la plume [...]" ist daher trotz der angesprochenen Defizite geeignet, die Person des Schreibers zu fokussieren: Der Schreiber benennt explizit seinen Schreibakt und verschafft sich so Präsenz im Text. Die

¹² Vgl. hierzu auch die Beispiele zur Stereotypie der Eingangsformel bei Stempel/Weber 1974: 38-39.

Formel fungiert als schriftliches Lebenszeichen und hat im wahrsten Sinne des Wortes 'vitalen' Wert.

Die Betonung des Schreibaktes findet sich im Textkorpus noch in einer weiteren, elaborierteren Variante, die Bezug auf den Topos der Schreibbitte nimmt:

(2) [...] *ecris-moi souvent ecris -moi lettres Sur lettres, s'il y avoit quelque chose d'alarmant. que Si je suis un jour sans recevoir une Lettre, ce Silence m'annonce un mieux certain [...].*

(Schlindwein 2003 Nr. 64 H A-C; D. Sarabit an seinen Bruder, 19.12. 1813)

Zahlreiche Briefe dokumentieren, dass ein Schreiber, der schon längere Zeit ohne einen Brief des Adressaten ist, nachdrücklich um baldige Nachricht bittet: Die brieflose Zeit erscheint als Periode der Ungewissheit und der Sorge, wogegen Briefe als Lebenszeichen Beruhigung und Zuversicht geben. Diese traditionelle Briefbitte wird in Beispiel (2) umgekehrt: Der Adressat – es handelt sich um den Bruder des Verfassers – soll immer dann schreiben, wenn etwas Beunruhigendes passiert, so dass es im Umkehrschluss ein gutes Zeichen ist, keinen Brief zu erhalten.

Die beiden Beispiele belegen, dass die Thematisierung des Schreibakts in Briefen von sehr unterschiedlicher Komplexität sein kann. So fokussiert der Schreiber in Beispiel (1) den Schreibakt mittels einer Formel. Diese Formel wird zwar sprachlich nicht völlig korrekt wiedergegeben, doch wird sie ihrer Funktion als Eröffnungsformel gemäß angemessen zu Beginn des Briefes eingesetzt. Obwohl die Formel keine individuelle Variation oder persönliche Einfärbung erlaubt, verleiht sie dem Schreiber durch die Explizitheit des Schreibakts Präsenz. Beispiel (2) dagegen belegt, wie ein Schreiber die Routine der Schreibbitte abwandelt. Schreiber und Adressat kennen den Topos dieser Bitte um eine baldige Nachricht und können die Variation als individuelle Abwandlung des Topos schätzen. Während der Schreiber in (1) die Diskurstradition der *salutatio* lediglich als Formel abrufen und anwenden kann, belegt der Briefausschnitt (2) eine größere Souveränität, da hier die Diskurstradition der Briefbitte so gut beherrscht wird, dass sie vor der Folie des bekannten Musters abgewandelt werden kann.

3.2. Die Inszenierung des Schreibers in Kontexten der Vertrautheit und Lebendigkeit

Eine zweite Strategie, der eigenen Person im Brief Präsenz zu verleihen, besteht darin, dass der Schreiber Situationen schildert, die dem Adressaten Vertrautheit und Lebendigkeit vermitteln. Der Schreiber selbst ist an diesen Szenen in aller

Regel als Akteur maßgeblich beteiligt. Ein einfaches Mittel für die Schreiber, um die Vertrautheit mit dem Adressaten aufzurufen, ist die Thematisierung gemeinsamer Wissenskontexte oder Erfahrungen:

(3) Je desirerois savoir si l'affaire avec Auguste va mieux et sila personne de la rue Taranne a...&c... Je vous prie s'il vous plait deme mettre sur la réponse unoui ou un non seulement [...].

(Schlindwein 2003, Nr. 16 H A-B; J. Gautier an seine Eltern, 09.01.1799)

Die Indirektheit dieser Formulierung, die auf das beiden Briefpartnern bekannte Ereignis lediglich anspielt und keine Namen nennt, ist sicherlich auch durch die Praxis der Briefzensur motiviert und durch das Bestreben, die Vertraulichkeit zu wahren, falls der Brief in falsche Hände gerät. Dennoch hat die sich in Andeutungen ergehende Passage auch den Effekt zu akzentuieren, dass Schreiber und Adressat Geheimnisse und intimes Wissen teilen: Bildhaft gesprochen, stecken Schreiber und Adressat in diesem Brief über die Distanz hinweg die Köpfe zusammen und tauschen gleichsam mit gesenkter Stimme vertrauliche Informationen aus.

Ein komplexeres Mittel zur Erzeugung von Lebendigkeit ist es, in Briefen mündlich-nähesprachliche Interaktionen wiederzugeben und auf diese Weise Lebendigkeit und Spontaneität in den Brief einzuspeisen. Eine solche Technik beinhaltet das folgende Beispiel, in dem ein Soldat seiner Mutter eine für die Franzosen siegreiche Begegnung mit den Preußen schildert:

(4) tout les jour nous somme attaqué par des patrouille ennemis mais il ne sont pas assez allertte il nous appelle les lapin bleus de gustine [...] nous y avons été cinquante homme de notre regiment et cinquante chasseur a cheval le tout semontoit a cent-homme eh! bien nous les avons repouse nous leur avons pris un magasin de farine d'avoine [...] et tué plusieurs prussien.

(Schlindwein 2003, Nr. 01 H A-C; Charles Reusse an seine Mutter, 30.12.1792)

Die Art und Weise, wie der Schreiber ein eigenes, für ihn außergewöhnliches Erlebnis thematisiert, evoziert einen Erzähler, der in Gesellschaft eine Geschichte erzählt und diese dabei als *performed story* bewusst strukturiert und sprachlich gestaltet. Der Ausruf "Eh! Bien" markiert dabei den Höhepunkt und die glückliche Wendung der Geschichte. Die hier angewandte Technik besteht also darin, Diskurstraditionen mündlichen Erzählens im Brief nachzubilden und auf diese Weise den Briefschreiber als mündlichen Erzähler zu konstruieren.

In den zwei folgenden Briefausschnitten, die Ehefrauen an ihre abwesenden Ehemänner schreiben, findet dieses Verfahren der Erzeugung von Lebendigkeit

eine noch komplexere Anwendung. Die erste Schreiberin inszeniert eine Familienfeier mit den Repliken der Kinder dialogisch für den Ehemann:

(5) ce Sont tes enfans qui ont cueillis les fleurs que tu as reçues; c'est pour mon cher petit papa. à dit notre auguste, les deux autresqui suivaient, ont dit aussi: pour papa. – hier Xavier nous a apporté un gâteau de sa noce, ton fils qui était présent, n'pas oublié de dire, et pour papa, il en fait aussi pour lui "ce matin leur reveil on leur a donné à chacun, un petit morceau. Gustave l'a trouvé si bon, qu'il a dit plus d'une fois encore merci" [...].

(Schlindwein 2003, Nr. 60 H A-D; Eugénie Testot Ferry an ihren Ehemann, 07.04.1813)

Die Verfasserin liefert keine diegetische Erzählung, sondern eine mimetische Darstellung der dialogischen Interaktion mit wörtlichen Zitaten der Kinder. Ausgewählt werden Äußerungen, die die Zuneigung zum Vater und die gute Entwicklung der Kinder dokumentieren. Auf diese Weise leistet der Text eine szenische Aktualisierung des für den Vater fernen Familienlebens, so dass der den Brief lesende Ehemann und Vater gleichsam zum Augenzeugen der geschilderten Ereignisse wird. Diese Inszenierung stellt die Kinder in den Mittelpunkt, die Schreiberin selbst steht in der geschilderten Szene im Hintergrund. Dennoch entsteht in der Schilderung über die Kinder das Bild einer fürsorglichen Ehefrau und Mutter, so dass die Inszenierung über die Kinder auch der Schreiberin Präsenz verleiht.

Auch im folgenden Brief inszeniert sich die Schreiberin in einem Brief an ihren Ehemann, wählt dabei jedoch andere Diskurstraditionen und auch ein anderes Rollenbild:

(6) Ah comme je Serois heurusSe Si je pouvois dans 2 Semaines quitter Mayence [...] Quel tems affreus, quelle pluie continue – il semb [?] que les élémens pleure avec ta fille – ta pauvre file [...] ah! ce pauvre couer te cherche partout [...] Souviens toi de ce trois chosSes que tu m'a promis le Soir avont ton depart cruel Ah si tu me voiois à l'instant noyée des larmes, tu me le jurés de nouveau [...].

(Schlindwein 2003, Nr. 59 H A-C; Christone Bolluet Dextourelles an ihren Ehemann, 22.11.1806)

Die Schreiberin entwirft von sich das Bild einer Frau, die die Abwesenheit des geliebten Ehemannes als überaus schmerzhaft empfindet und von starken Affekten bewegt ist. Diese emotionale Betroffenheit findet ihren Ausdruck in zahlreichen Interjektionen und in der Selbstdarstellung als weinende und unglückliche Frau, deren seelische Verfasstheit ihr Äquivalent in der Natur und dem heftigen Regen findet. Besonders auffällig ist die mehrfach verwendete Interjektion "Ah!", die als Mittel der Steigerung dreimal eingesetzt wird.

Die Lektüre dieses Briefes ruft inhaltlich und formal literarische Muster und Topoi auf. So setzt die Schreiberin ihren Gemütszustand in Analogie zum Wirken der Natur und aktualisiert dabei den zeitgenössischen romantisch-empfindsamen Topos der Natur als Spiegel der Seele. Die Verwendung der Interjektion "Ah!" ist kein spontan beim Schreiben niedergeschriebener Ausruf, sondern wird gezielt im Dreischritt eingesetzt, um die Exklamationen und Klagen klimaktisch zu strukturieren.

Verortet man den Brief in literarischen Diskurstraditionen, dann steht der Text zum einen in der langen Tradition der Klagerede, in der sich Frauen an den (abwesenden) Geliebten oder Ehemann wenden. Zum anderen orientiert sich der klagende Duktus des Briefes stark an der zeitgenössischen empfindsamen Literatur und dem Bild, das diese Texte von schmerz erfüllt klagenden Frauen entwerfen. Als einen exemplarischen Text für diesen Duktus zitiere ich einen Ausschnitt aus Denis Diderots *Jacques le fataliste et son maître*, der in Frankreich 1796 publiziert wurde. Der Textausschnitt stammt aus der im Roman erzählten Episode einer weiblichen Rache. Die vom Marquis des Arcis verlassene Madame de la Pommeraye rächt sich, indem sie den Marquis dazu bringt, eine vermeintlich vollkommen tugendhafte Frau zu heiraten, die in Wahrheit eine höchst zweifelhafte Vergangenheit hat. Als die Wahrheit ans Licht kommt, bittet die junge Ehefrau den ihr frisch angetrauten Marquis um Verzeihung:

(7) Marquez-moi le recoin obscur de votre maison où vous permettez que j'habite; j'y resterai sans murmure. Ah! si je pouvais m'arracher le nom et le titre qu'on m'a fait usurper et mourir après, à l'instant vous seriez satisfait! Je me suis laissée conduire par faiblesse, par séduction, par autorité, par menaces, à une action infame, mais ne croyez pas, Monsieur, que je sois méchante: je ne le suis pas [...]. Ah! si vous pouviez lire au fond de mon cœur, et voir combien mes fautes passées sont loin de moi. [...] Ah! s'il m'eût été libre de vous voir, il n'y avait qu'un mot à dire, et je crois que j'en aurais eu le courage.

(Denis Diderot: *Jacques le fataliste et son maître*. – Paris 1973: Gallimard Droz, hier S. 194)

Auch wenn die Situation der fiktionalen Figur in Diderots Roman natürlich nicht mit derjenigen der Briefschreiberin von (6) identisch ist, haben beide Texte gemeinsam, dass sich emotional bewegte Frauen an eine ihnen vertraute Person – den Ehemann – wenden. Auffällig ist in Brief und Roman die völlig analoge Verwendung der Interjektion "Ah!", die im Romanausschnitt ebenfalls mit Exklamationen kombiniert und wiederholt wird. Diese Textstruktur imitiert ein von Affekten bewegtes Sprechen und verfolgt das Ziel, im fiktionalen Text eine von Emotionskundgaben durchwirkte Rede mimetisch zu repräsentieren. Die rekurrente Kombination der konventionalisierten Interjektion "Ah!"

mit Exklamationen ist ein Textmuster mit Wiedererkennungswert, das als Diskurstradition die Gestaltung affektgeladener Figurenrede in der Literatur anleitet. Das Faktum, dass diese Diskurstradition sich in identischer Weise im Roman und im privaten Brief (6) findet, belegt nicht nur, dass die Schreiberin über literarische Lektüreerfahrungen verfügt, die sie in ihre Briefe einfließen lassen kann. Die Verwendung im Brief beweist darüber hinaus, dass dieses Muster der affektvollen Rede von den Lesern (und natürlich den Leserinnen) als eine Tradition erkannt wird, die sie für ihre eigene Schreibpraxis übernehmen.

Betrachtet man die Beispiele (4), (5) und (6) als Reihe, dann haben alle drei gemeinsam, dass sie gezielt Diskurstraditionen der Verlebendigung verwenden. So wird in Beispiel (4) ein Ausruf eingesetzt, um mündliches Erzählen zu evokieren, und in Beispiel (5) wird die Familienszene nicht allein wiedergegeben, sondern auch bewusst dialogisch gestaltet. Dennoch besteht ein grundlegender Unterschied zwischen (4) und (5) einerseits und (6) andererseits. Denn während der Schreiber in (4) seine Geschichte vor der Niederschrift vermutlich schon mündlich zum Besten gegeben hat und in Beispiel (5) die Äußerungen der Kinder wörtlich so gefallen sein können, hat die Schreiberin in Text (6) ihre Ausrufe nicht in dieser Form produziert. Vielmehr setzt sie die konventionalisierte Interjektion gezielt als Signal für affektiven Aufruhr und Schmerz ein, um den Brieftext emotional anzureichern. Ein weiterer Unterschied der drei Texte besteht darin, dass die drei Schreiber auf unterschiedlich komplexe Diskurstraditionen zurückgreifen. Die geringste Komplexität ist in (4) gegeben, da der Schreiber lediglich eine Technik mündlichen Erzählens nachahmt. Die Inszenierung des Familienlebens in (5) besteht in Auswahl und Arrangement geeigneter Zitate aus dem Gespräch, erfordert also bereits größeres gestalterisches Geschick. In Beispiel (6) dagegen hat die Konstruktion des Selbstbilds der Schreiberin den höchsten Komplexitätsgrad, denn die Schreiberin formt hier ihr eigenes Bild nach literarischen Mustern.

4. Kulturalität und Komplexität – Diskurstraditionen im Vergleich

Wie die Beispiele zeigen, nutzen Briefschreiber neben Fokussierungen des Schreibakts vor allem Diskurstraditionen verlebendiger Mündlichkeit, um private Briefe als Gespräch unter Vertrauten zu gestalten und sich als Person im Text zu konstruieren. Die Präsenz nähesprachlicher Elemente in privater Schriftlichkeit geht also nicht in jedem Fall auf ein ungewolltes Eindringen authentischer Mündlichkeit in schriftliche Texte zurück. Vielmehr werden in vielen Fällen Verfahren der Mündlichkeit gezielt genutzt, um den Kommunikationsraum eines nähesprachlichen Alltagsgesprächs zu erzeugen und dem

Schreiber – oder der Schreiberin – im Brief Präsenz zu verleihen. Die auf diese Weise in den Briefen erzeugte kommunikative Nähe ist ein allgemein-universelles Bedürfnis, während die kulturelle Einkleidung dieses Grundbedürfnisses ein historisches Phänomen ist, das durch die Diskurstraditionen modelliert wird.

Die Beispielinterpretationen zeigen, dass diese Diskurstraditionen von stark unterschiedlicher Komplexität sind und auch hinsichtlich der drei Kriterien der Kulturalität – definitorische Setzung vs. freie Entwicklung, Grad der Spezifizierung, Autonomie vs. Integration in eine Textsorte – ein differenziertes Profil aufweisen.

Grundsätzlich sind die beiden hier vorgestellten Fokussierungen des Schreibakts in Beispiel (1) und (2) weniger komplex als die Nähe und Lebendigkeit vermittelnden Inszenierungen der Schreiber. Dabei ist die in (1) vorgestellte Formel der *salutatio* eine definitorisch gesetzte Formel, die vom Schreiber explizit erlernt wird und nicht Teil seines sprachlichen Alltags ist. Von ihrer Struktur her weist die Formel eine geringe Spezifizierung auf, sie ist einfach strukturiert und deshalb auch nicht für individuelle Variationen zugänglich. Als feste Wendung der *salutatio* ist die Formel Teil des Briefes als kommunikative Praxis und Textsorte; sie steht damit als Diskurstradition nicht für sich, sondern ist in ein größeres Ganzes eingebettet. Die in (2) variierte Briefbitte ist in ihrer ursprünglichen Form als Bitte um baldige Nachricht im sprachlichen Alltag verankert und damit keine definitorische Setzung, die einem Briefschreiber explizit vermittelt werden müsste. Auch die in (2) dokumentierte innovative Variante ist nicht definitorisch gesetzt, sondern eine individuelle Abwandlung durch den Schreiber. Doch während die traditionelle Briefbitte als kulturelle Technik wenig spezifiziert ist und von sehr vielen Schreibern – zumindest in vergleichbaren Situationen – verwendet werden dürfte, ist die in (2) belegte Variante eine Innovation, die hochgradig spezifisch ist und möglicherweise nur von dem hier zitierten Schreiber verwendet wird. Als Diskurstradition ist die Briefbitte eng an den Brief als kommunikative Praxis gebunden und in diesem Sinne in die Gattung integriert. Versteht man die Briefbitte allerdings allgemeiner als Bitte um Nachricht, dann ist sie nicht mehr an den Brief gebunden und entspricht einem im sprachlichen Alltag frequenten, für sich stehenden Sprechakt des Bittens.

Die Textbeispiele der zweiten Gruppe decken ebenfalls ein breites Spektrum der diskurstraditionellen Kulturalität ab. Die Evokation von Vertrautheit und Nähe durch Andeutungen und Aussparungen in Beispiel (3) ist ein im Alltag erworbenes Verfahren und benötigt keine definitorische Setzung. Auch ist diese Diskurstradition wenig spezifisch und kann in sehr unterschiedlichen Bereichen und Kontexten zur Anwendung kommen. Was die Einbettung in eine

Gattung oder Textsorte angeht, so sind Andeutungen und Aussparungen zwar in Gattungen und Diskurstypen arkanen Sprechens häufig, doch sind sie nicht an bestimmte Textsorten gebunden und stehen als Traditionen des Sprechens 'für sich'.

Die in Beispiel (4) wiedergegebene mündliche *performed story* ist eine narrative Technik, die als Teil der kommunikativen Kompetenz von den Sprechern erworben und mehr oder weniger elaboriert beherrscht wird, doch wird sie nicht explizit gelehrt und gelernt, so dass keine definitonische Setzung vorliegt. Da das Erzählen eine grundlegende, oft sogar als universell betrachtete Technik darstellt, ist diese Diskurstradition sehr gering spezifiziert. Die mündliche Erzählung hat zwar Affinität zu bestimmten Diskurskonstellationen, wie z.B. zu von kommunikativen Pflichten entlasteten Gesprächen, bei denen Geschichten zum Besten gegeben werden, doch ist keine Einbindung in eine bestimmte Textsorte gegeben. Auch das Erzählen an sich ist für so viele (schriftlich oder mündlich realisierte) Textsorten und Gattungen typisch, dass es als Tradition des Sprechens gleichsam 'quer' zu diesen Typisierungen steht und daher nicht in eine bestimmte Gattung oder Textsorte integriert ist.

Während der Schreiber in Beispiel (4) nur die eigene Person als Erzähler auftreten lässt, inszeniert die Schreiberin in (5) eine komplexe nächsprachliche Interaktion, an der mehrere Personen beteiligt sind. Die Wiedergabe dieses Gesprächs basiert auf Formen der Redewiedergabe und der Narration, die ebenfalls im mündlichen Erzählen üblich sind. Diese Techniken werden nicht explizit als Normen gelehrt, sondern vielmehr implizit im sprachlichen Alltag erworben, bauen also auch in dieser Verwendung nicht auf einer definitonischen Setzung auf. Der Grad der Spezifizierung bei der Wiedergabe und Inszenierung eines Gesprächs ist abhängig von der Elaboriertheit, mit der es wiedergegeben wird. Da die Schreiberin durch eine geschickte Auswahl von Zitaten in direkter Rede eine lebendige und intime Familienszene gestaltet, hat ihre Gesprächswiedergabe einen vergleichsweise hohen Grad an Spezifizierung und dürfte in dieser Weise nur von wenigen Schreibern beherrscht werden. Analog zu (4) gilt, dass Wiedergaben von Gesprächen zwar eine Affinität zu bestimmten Textsorten und Gattungen haben, sich aber in einem breiten Spektrum von Texttypen finden. Auch die Technik der Gesprächswiedergabe verläuft daher gleichsam 'quer' zu vielen Textsorten und Gattungen und ist kein integraler Bestandteil einer bestimmten Gattung.

Das letzte Beispiel (6) schließlich zeigt, wie eine literarische Diskurstradition Eingang in einen privaten Brief findet. Die Schreiberin greift auf ein literarisches Muster der Affektdarstellung zurück, das in der Literatur der Empfindsamkeit und der Romantik zu verorten ist und vor allem in Romanen frequent auftritt. Auch wenn dieses Muster keine rhetorische Norm ist, die gelehrt und

gelernt wird wie eine *salutatio*-Formel, stellt es doch eine Tradition des Schreibens dar, die an eine literarische Norm und konkrete Gattungen gebunden ist. Dies spricht für eine Einordnung der Diskurstradition der affektiven Bewegtheit als definitorisch gesetzte Norm. Da diese Technik in Syntax, Wortwahl und Textstruktur stark festgelegt ist (Interjektionen, Exklamationen, Rekurrenz und klimaktische Struktur), kann sie zudem als hochgradig spezifiziert charakterisiert werden.

Wie der Textausschnitt aus Diderots *Jacques le fataliste et son maître* belegt, ist die Diskurstradition der affektiven Bewegtheit Bestandteil einer literarischen Gattung und gehört einer ganzen Konfiguration von Techniken an, die in ihrer Gesamtheit diese Gattung ausmachen. Betrachtet man das Phänomen, dass literarische Muster in einem privaten Brief verwendet werden, im kommunikativen Gefüge der Traditionen des Sprechens, dann erschließt sich das Bild einer ursprünglich literarischen Diskurstradition der affektiven Bewegtheit, die über das Diskursuniversum der Literatur hinausgehend in Bereiche alltagssprachlicher Schriftlichkeit vordringt. Diese Ausbreitung dokumentiert damit sowohl eine Popularisierung der literarischen Diskurstradition als auch eine Literarisierung alltagssprachlichen Schreibens und illustriert zugleich einen Übergang von Texten und Traditionen zwischen den Diskursuniversen von Literatur und Alltag.

Bibliographie

- Coseriu, Eugenio (1988): *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Weber. – Tübingen: Francke.
- Ernst, Gerhard (2006): [Rezension zu Schindwein, Christel (2003): *„..je ne me laisse point de te lire“*. *Zur Sprachgeschichte des Alltags in französischen Briefen in Deutschland (1792–1813)*. – Frankfurt am Main: Lang]. – In: *Romanische Forschungen* 118, 238-243.
- Fritz, Gerd (1994): Grundlagen der Dialogorganisation. – In: Gerd Fritz, Franz Hundsnurscher (Hgg.): *Handbuch der Dialoganalyse*, 177-201. Tübingen: Niemeyer.
- Gauger, Hans Martin (1988): *Der Autor und sein Stil. Zwölf Essays*. – Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Grice, Paul (1989): Logic and Conversation. – In: Paul Grice: *Studies in the Way of Words*, 22-40. Harvard: Harvard University Press.
- Kabatek, Johannes (2007): Las tradiciones discursivas entre conservación e innovación. – In: *Rivista di Filologia e Letterature Ispaniche* 10, 331-345.
- Kabatek, Johannes (2011): Diskurstraditionen und Genres. – In: Sarah Dessi Schmid, Ulrich Detges, Paul Gévaudan et al. (Hgg.): *Rahmen des Sprechens. Beiträge zu Valenztheorie, Varietätenlinguistik, Kreolistik, Kognitiver und Historischer Semantik. Peter Koch zum 60. Geburtstag*, 89-100. Tübingen: Narr.

- Koch, Peter (1997): Diskurstraditionen: zu ihrem sprachtheoretischen Status und ihrer Dynamik. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hgg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 43-79. Tübingen: Narr.
- Koch, Peter (2008): Tradiciones discursivas y cambio lingüístico: el ejemplo del tratamiento "Vuestra Merced" en español. – In: Johannes Kabatek (Hg.): *Sintaxis histórica del español y cambio lingüístico: Nuevas perspectivas desde las tradiciones discursivas*, 53-87. Madrid/Frankfurt am Main: Iberoamericana/Vervuert.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15-43.
- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (2011): *Gesprochene Sprache in der Romania. Französisch, Italienisch, Spanisch*. – Berlin/New York: de Gruyter.
- Lebsanft, Franz (2005): Kommunikationsprinzipien, Texttraditionen, Geschichte. – In: Angela Schrott, Harald Völker (Hgg.): *Historische Pragmatik und historische Varietätenlinguistik in den romanischen Sprachen*, 25-43. Göttingen: Universitätsverlag.
- Lebsanft, Franz (2006): Sprecher zwischen Tradition und Innovation: Zum Problem von "Diskurstraditionen" und "Diskursgemeinschaften" am Beispiel der Sprache der Politik. – In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 122, 531-548.
- Lebsanft, Franz (i. Dr.): Aktualität, Individualität und Geschichtlichkeit. Zur Diskussion um den theoretischen Status von Diskurstraditionen und Diskursgemeinschaften. – In: Franz Lebsanft, Angela Schrott (Hgg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Bonn: Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press.
- Nevalainen, Terttu / Tanskanen, Sanna-Kaisa (Hgg.) (2004): *Letter Writing. Special Issue of Journal of Historical Pragmatics* 5/2. – Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Oesterreicher, Wulf (1996): Lo hablado en el escrito: Reflexiones metodológicas y aproximación a una tipología. – In: Thomas Kotschi, Wulf Oesterreicher, Klaus Zimmermann (Hgg.): *El español hablado y la cultura oral en España e Hispanoamérica*, 317-340. Madrid/Frankfurt am Main: Iberoamericana/Vervuert.
- Oesterreicher, Wulf (1997): Zur Fundierung von Diskurstraditionen. – In: Barbara Frank, Thomas Haye, Doris Tophinke (Hgg.): *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, 19-41. Tübingen: Narr.
- Radtke, Edgar / Schindwein, Christel (1993): *Französische Sprachdokumente in Mainz Ende des 18. Jahrhunderts*. – In: Wolfgang Dahmen u.a. (Hgg.): *Das Französische in den deutschsprachigen Ländern. Romanistisches Kolloquium VII*, 181-221. Tübingen: Narr.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. – Stuttgart: Kohlhammer.
- Schindwein, Christel (2003): *"...je ne me lasse point de te lire". Zur Sprachgeschichte des Alltags in französischen Briefen in Deutschland (1792-1813)*. – Frankfurt am Main: Lang.
- Schrott, Angela (2012): Heiligenrede in altspanischen Texten. Redeakte, Dialogprofile und Techniken der Redeinszenierung bei Gonzalo de Berceo. – In: Nine Miedema, Monika Unzeitig, Angela Schrott (Hgg.): *Sprechen mit Gott. Redeszenen in mittelalterlicher Bibeldichtung und Legende*, 107-126. Berlin: Akademie-Verlag.
- Schrott, Angela (2014): Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft aus romanistischer Sicht: Das Beispiel der kontrastiven Pragmatik. – In: *Romanische Forschungen* 126, 3-44.

- Schrott, Angela (i. Dr.): Kategorien diskurstraditionellen Wissens als Grundlage einer kulturbezogenen Sprachwissenschaft. In: Franz Lebsanft, Angela Schrott (Hgg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Bonn: Vandenhoeck & Ruprecht/Bonn University Press.
- Stempel, Wolf Dieter (1972): Gibt es Textsorten? – In: Elisabeth Gülich, Wolfgang Raible (Hgg.): *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*, 175-179. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Stempel, Wolf-Dieter/Weber, Klaus (1974): Stereotypie und Selbstartikulation. Bemerkungen zur restringierten Schriftpraxis anhand französischer Briefe. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 25, 27-62.
- Stempel, Wolf-Dieter (1998): Zur Frage der Repräsentation gesprochener Sprache in der altfranzösischen Literatur. – In: Andreas Kablitz, Gerhard Neumann (Hgg.): *Mimesis und Simulation*, 235-254. Freiburg im Breisgau: Rombach.
- Stempel, Wolf-Dieter (2005): 'Natürliches' Schreiben – Randbemerkungen zu einer stilistischen Konjunktur im 16. Jahrhundert. – In: Daniel Jacob, Thomas Krefeld, Wulf Oesterreicher (Hgg.): *Sprache, Bewusstsein, Stil. Theoretische und historische Perspektiven*, 135-154. Tübingen: Narr.
- Ueding, Gert (Hg.) (1992): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. I. A-Bib. – Tübingen: Niemeyer.
- Wilhelm, Raymund (2001): Diskurstraditionen. – In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher, Wolfgang Raible (Hgg.): *Sprachtypologie und Sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: de Gruyter, Bd. I, 467-477.
- Wilhelm, Raymund (2011): Die Scientific Community – Sprachgemeinschaft oder Diskursgemeinschaft? Zur Konzeption des Wissenschaftssprache bei Brunetto Latini und Jean d'Antioche. – In: Wolfgang Dahmen, Günter Holtus, Johannes Kramer et al. (Hgg.): *Die romanischen Sprachen als Wissenschaftssprachen. Romanistisches Kolloquium XXIV*, 121-153. Tübingen: Narr.